

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

'S Bäbeli von Auggen oder: Was sein soll, schickt sich wohl. Eine
Geschichte aus dem Markgräflerlande

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Welttheile findet man Söhne unserer Stadt (meistens als Kaufleute, worunter fünf Consuln), welche ihre Anhänglichkeit an die liebe Heimath bei jeglicher Gelegenheit beweisen, wo es gilt daselbst etwas Nützliches zu fördern oder eine Noth zu mildern.

Und so bewährt sich denn an unserem Jahr der Ausspruch eines großen Geschichtschreibers: „Eine kleine Stadt, welche für ihr Emporkommen thut, was sie vermag, ist mehr werth, als die größte, deren Blüthe nur auf zufälligen Begünstigungen fußt.“

Die Christbäume.

Preischwanz mit 1 Dukaten gekrönt.

Da ist uns neulich ein schön Stücklein erzählt worden, das in den Kalender paßt, weßhalb wir's nicht zurückhalten wollen. Der Nothwasserbauer sitzt in N. N. in der Post, und schenkt seinen sechsten Schoppen Meun ein, womit, so sagt er, die Einleitung gemacht ist. Kommt ein Bublein, hat einen Brief vom Straßenmeister, der schickt's Bublein in die Post; werde den Nothwasserbauer schon finden, hält' es geheßen. Was es anfangs g'scheidte Buben gibt, die Welt muß bald untergehen, unser Herrgott kann sie nimmer halten. Der Bauer hat gelesen und ruft: Einspannen! Nicht einmal zum Abschluß läßt er's kommen mit der Einleitung. Preßtet's so, fragt der Posthalter? Drum soll ich bis Morgen früh dem Inspektor noch ein Paar Christbäume schicken, sie müssen um 8 Uhr in P. B. sein.

Er fährt also heim und sagt's seinem Sohn, dem Christoph, muß noch in den Schlag, ein Paar Christbäume hauen für den Herrn Inspektor, spannst morgen um Viere an und führt sie zum Thal naus. Der Inspektor hält' auch früher drum schreiben können, brummt der Nothwasserbauer. Und der Sohn brummt auch, der hat Ursach. Es ist fast Nacht (nicht Fastnacht, denn es war Wehnacht), doch ist er der gehorsame Sohn.

Punkt acht Uhr ist er in P. B. und hält dem Inspektor vor dem Haus. Der Christoph findet ihn beim Kaffee und richtet den Gruß vom Vater aus. Einen schönen Gruß und drunten hab ich die Christbäume auf dem Wagen.

So bringt sie herauf, sagt der Inspektor. Marie, hol' dem Christoph einen Schoppen. Oder wollt Ihr lieber Kaffee? Der



Christoph schaut den Inspektor betroffen an und erwidert: Ja, heraufbringen kann ich sie nicht, dazu sind sie zu groß. Wird doch nicht sein, sagt der Inspektor, steht auf und geht an's Fenster.

Aber der Christoph hatte Recht, da lagen drunten auf dem Wagen sechs Bäume, aber keine Wehnachtsbäume, zur Bescherung passend, sondern solche Bäume, wie sie der Maurer braucht zum Gerüste machen, Gerüstbäume (sprich Gristbäum). Der Christoph muß' sich entschuldigen, der Nothwasserbauer nachher auch, er sagt, er hält seine Brille eben nicht bei sich gehabt und schlecht gesehen. Vielleicht war aber auch die Einleitung Schuld gewesen.

'S Babeli von Nuggen

oder: Was fein soll, schickt sich wohl.
Eine Geschichte aus dem Marktgräferlande.



Sas hätte ich mir nie träumen lassen, daß ich so einen falschen und heimtückischen Menschen in meinem Hause hätte! Was aber 's Babeli auch

nur denkt, so einem aufgelesenen Kerl nachzuschauen! Es weiß schon lange nimmer, wo ihm der Kopf steht! Wenn es den Friedli von Weitem kommen hört, so loset's und wenn's etwas bei ihm kann zu schaffen finden, so säumt's auch nicht. Ich hab's schon lange gemerkt und wenn es ihn auch noch so verstockten ansieht. Es muß schon weit sein bei ihnen. An dem bist du schuld; denn so oft ich davon angefangen habe, hat's geheissen: Halt's Maul! du hast immer etwas zu brummeln. Jetzt ist es eben doch so. Aber das sage ich, wenn sie wieder so beisammen stehen und einander ins Gesicht lügen, so gibts ein Dunderwetter, daß noch keins so am Himmel gestanden ist. Soll mich wundern, wenn es nicht zweimal nacheinander einschlägt.“

So sprach eines Abends beim Schlafengehen der Bärenwirth von Nuggen zu seinem Weibe,

ohne jedoch eine Antwort von ihr zu erhalten. Bald lag er im Bette und fing an zu schnarchen, daß man glaubte, die tiefsten Töne der Kirchenorgel würden angestimmt. Aber 's Kätterli, seine Frau konnte nicht schlafen. Die Sorge um ihr Kind hatte ihr schon manche schlaflose Nacht verursacht. Lange vor ihrem Manne hatte sie die Veränderung, die mit Babeli vorging, wahrgenommen. Die Weiber haben in diesen Dingen einen viel schärferen Blick, als die Männer. Sie sagte nichts, weil sie das Kind allein wieder auf den rechten Weg zu bringen wähnte. Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen, dachte sie, Viel Wissen macht Kopfschmerz.

Friedli war ein schmucker Bursch, von vierundzwanzig Jahren. Als fünfjähriger Knabe verlor er seinen Vater durch die Brutalität eines Franzosen, die damals das blühende Markgräferland beimsuchten. Einige Jahre darauf folgte seine Mutter, durch Kummer und Nahrungsorgen gedrückt, ihrem Manne ins Grab nach. Nach ihrem Tode sollte der kleine Friedli einem wenig vermöglichen Bauer um einige Gulden in Kost gegeben werden, aber der Bärenwirth nahm den freundlichen Knaben als Gespielen für sein Babeli, das gerade zu laufen angefangen hatte, mit nach Hause. Wie das eigene Kind wurde er hier gehalten. Die Kleinen liebten sich wie Geschwister. Aus dem Knaben wurde bei der stärkenden Arbeit ein kräftiger Bursch und aus Babeli ein recht blühendes Weibli. Was Wunders, wenn aus der Kindsmagd der geliebte Friedli wurde!

Als 's Kätterli am Morgen nach dem Selbstgespräch ihres Mannes allein in der Küche war, rief sie ihrer Tochter. Babeli lüpfte frühlich herbei, denn an eine Strafpredigt dachte sie nicht.

„Schon manchmal,“ sprach die Mutter in aufgeregter Stimmung, „habe ich dir gesagt, daß es sich nicht mehr für dich schickt, so freundlich mit Friedli zu thun. Du bist jetzt achtzehn Jahr alt und fannst schon wissen, was der Brauch ist. Meinst du, ich hätte nicht schon lange gemerkt, daß du ganz verliebt bist in den Friedli?“

Des Mädchens Antlitz überstief bei diesen Worten eine dunkle Röthe. Wie eine arme Sünderin stand sie da und wagte nicht aufzuschauen. Kein Wort konnte sie erwidern. Den Zipfel ihrer Schürze knitterte sie so zusammen, daß die Falten nicht mehr auszubügeln waren.

„Du glaubst am Ende gar, du könntest den Friedli heirathen? Aus dem wird nichts. Ich hätte mir gar nicht träumen lassen, daß du, das reichste Weibli im Ort, einen Bettelbuben zum Manne möchtest!“

Babeli blieb stumm. Immer eifriger stopfte sie Meißig unter den Herd, so daß Caffee und

Milch in ebenso große Aufregung kamen, als die Herzen von Mutter und Tochter.

„Das sag ich dir zum letzten Male,“ fuhr die Mutter fort, „wenn du nicht von ihm läßt, so hat er das letzte Mal bei uns gegessen.“

„Warum seid ihr auf einmal so zornig über ihn? Er ist doch immer so fleißig und brav gewesen, und hat mich so gern!“ sprach Babeli.

„Daran zweifle ich gar nicht; aber meinst du, wir wollen uns für einen Bettelbuben geplagt haben? Niemals darfst du seine Frau werden.“

„So bleibe ich lieber ledig,“ sprach das Weibli entschlossen.

„Denk' wohl, du wirst eine alte Jungfer werden wollen!“

„Lieber, als daß ich einen andern nehme!“ sprach sie gefaßt, obwohl es ihr bei dem Gedanken ganz eiskalt wurde.

„Dazu haben die Eltern auch etwas zu sagen. Du weißt jetzt meine Gedanken, merke dir, was ich gesagt habe!“

„O liebe Mutter, verzeiht mir! Ich will von Friedli lassen, aber lieber will ich sterben, als einen andern heirathen,“ schluchzte das Kind und schlang die weißen Arme um den Hals der Mutter.

Das Mutterherz wurde weich. Sie konnte die Tochter nicht von sich stoßen. Ein armes Mädchen war sie auch gewesen und von ihrem Manne erst nach langen und harten Kämpfen nach des alten Bärenwirths Tod als Frau nach Hause geführt worden. Solche Gedanken stiegen in ihr auf, als sie ihre Tochter an ihre Brust und mit ihr tiefen Kummer ins Herz preßte.

Der Bärenwirth trat ins Haus und rief seiner Frau. Babeli eilte auf ihre Kammer, um sich auszuweinen. Sie war so unglücklich. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, sagt ein altes Sprüchwort. Babeli hatte folgen gelernt. Sie war entschlossen, den Wünschen ihrer Eltern nachzukommen. Aber das Herz der Menschen ist ein eigen Ding; es läßt sich Nichts befehlen. Sie konnte Friedli meiden, aber ihm ihre Liebe zu entziehen vermochte sie nicht.

Eines Abends saß eine muntere Gesellschaft im Bären. In dieser war auch ein kräftiger Bursch, der einzige Sohn des reichsten Bauern. Neben ihn setzte sich der Bärenwirth und fing an zu marschen.

„Ich Schuste Trumpf? Nai Chrüg im Baum. „Stoche das Herzli!“ halts vom Spieltisch und „Stoche das Herzli!“ seufzte Babeli für sich. „Das isch e lustige Firtig gsi“ sagten die Gäste nach mehrstündigem Spiel, legten die Karten zusammen und zahlten ihre Zechen. Alle gehen. Nur der Michel bleibt noch beim Bärenwirth sitzen und wird ganz eifrig im Gespräche. Was sie mit einander sprachen, konnte Babeli nicht

verstehen, aber die Blicke, die Michel von Zeit zu Zeit auf sie richtete, waren ihr nicht entgangen. Als es schon auf elf Uhr ging, erhob sich auch der Michel, schüttelte dem Bärenwirth freudig die Hand und ging auch zum Babeli hin. Mit schwerem Herzen reichte sie ihm die Hand und sprach ein leises „Schlofe wohl!“ Michel!

Von nun an war der Michel jeden Abend im Bären. Bis her war er dem Mädchen gleichgültig gewesen; aber je mehr er sich ihr zu nähern suchte, desto mehr entfernte sie sich. Sie fing an ihn zu hassen und zu verabscheuen, denn in ihm glaubte sie die Ursache gefunden zu haben, weshalb ihr Vater auf einmal so unzufrieden mit Friedli wurde. Michel war aber auch gar nicht für's Babeli geschaffen. Sein rohes Benehmen stieß sie ab, sein Reichthum hatte in ihren Augen keinen Werth. Am allerwenigsten gefiel ihr seine Liebe zum Spiel, die aber ihr Vater nicht zu bemerken schien. Sein ganzes Gebahren konnte auch nicht ein Fünkchen von Zuneigung in ihrem Herzen erwecken. Alle Schmeicheleien und Schönheiten, die er ihr sagte, fielen auf Felsengrund. Sie blieb kalt und wurde immer kälter, je feurriger er wurde. Doch war sie nie unartig gegen ihn, denn sie wußte wohl, wie viel ihr Vater darauf hielt, daß die Gäste gut behandelt wurden. Als solchen und nur als solchen betrachtete sie ihn.

Wenn ihr Vater von Michel anfing, und was für eine gute Parthie ein Mädchen mit ihm machen könne, schwieg sie immer. Der Bärenwirth dachte, es wird sich schon machen, Michels Eltern, mit denen er darüber redete, gaben mit Freuden ihre Einwilligung zur Wahl ihres Sohnes.

Eines Tages kam der Michel festtäglich gekleidet vom Dorfe herunter gegen den Bären, der an der Landstraße lag. Babeli sah ihn kommen und eilte aus dem Zimmer.

„Freut mich, daß ihr kommt,“ sprach der Bärenwirth, als der Michel eintrat und drückte ihm die Hand. „Ich will gleich 's Babeli rufen. Mein Jawort habt ihr schon lange und 's Babeli wird auch nicht „Nein“ sagen.“

Bald trat Babeli mit ihrer Mutter ein. Michel reichte ihnen die Hand. Als er seinen Antrag bei ihr wiederholte, stürzten ihr Thränen in die Augen. Krampfhaft preßte sie die Hand der Mutter an ihre Brust. „Es thut mir Leid,“ sprach sie nach einer kleinen Pause mit männlicher Fassung, „daß ich nicht „Ja“ sagen kann. Es gibt noch andere Mädchen, die besser für euch passen. Für so eine große Haushaltung bin ich noch zu jung zum —“

„Des isch e dumm Schwäg,“ fiel hastig ihr Vater ins Wort, der solche Reden nicht erwartet hatte. „Du wirst dich noch besinnen, ich



„Es gibt noch andre Mädchen, die besser für Euch passen.“

will dir die Narrheit schon aus dem Chöpstli bringe. Hast den Friedli noch nicht vergesse, daß dich noch besinnst bei so einem reichen Chnab? Geh!“ —

„Laßt euch nur nicht erschrecken,“ sprach er dann zu Michel. „Der Friedli?“ fragte Michel ganz erstaunt, der es für unmöglich hielt, daß ein Mädchen sich noch besinnen könne, ihm das Jawort zu geben.

„Kindersachen!“ sprach der Bärenwirth. Der Friedli, ihr wisset's ja, den ich als Kind in mein Haus genommen habe, hat ihr Flöh hinter die Ohren gesetzt; aber die will ich schon vorbringen. Daraus wird Nichts! Enanderno muß er mir aus dem Haus. —

So hatte sich Michel seine Werbung nicht vorgestellt. Der Friedli kochte in ihm. Daß ein Knecht je sein Nebenbuhler werden könne, hatte er nie geglaubt. Er schämte sich bei dem Gedanken, daß die Leute im Orte sagen könnten, der arme Friedli habe den reichen Michel ausgestochen. Jetzt brachte ihn weniger die Liebe zum Babeli, als sein tief verletzter Hochmuth zum Entschlusse, um jeden Preis in den Besitz des Mädchens zu kommen. Mit des Bärenwirths Starrsinn konnte er auch zuversichtlich hoffen zum Ziele zu gelangen. „Wenn ihr euer Wort haltet, und der Friedli gleich aus dem Hause gejagt wird, so könnt 's sich schon noch machen. Ich bin doch nicht so häßlich, ich mein', ich könnte dem Maidli wohl g'fallen. Aber voran

muß gemacht werden.“ „Nichte dich nur, bis im Spöttlig muß es voran gehe, denn wenn ich einmal etwas sage, so bleibt's dabei!“ Mit diesen Worten drückte der Bärenwirth dem Michel die Hand und begleitete ihn bis zur Hausthüre. Friedli hatte das letzte Mal im Bären gegessen. Einstweilen arbeitete er als Tagelöhner. Michel suchte ihn bei jeder Gelegenheit zu kränken. Obwohl Friedli ihm möglichst auswich, bekamen sie doch in Bögisheim beim Schoppen Streit. Daß die Anderen dem Michel recht gaben, läßt sich denken. Er ließ ja nicht umsonst eine Maß nach der andern aufstellen. Um seinem Babeli Kummer und Verdruß und sich selbst Händel und Streit zu ersparen, beschloß der Friedli Luggen zu verlassen. Weit, recht weit wollte er fort. Er hatte einen Vetter zu Lyon. Den wollte er um Auskunft bitten, ob er dort Arbeit finden könnte. Damals lernten nicht alle Kinder schreiben und der Friedli konnte es auch nicht. Kaum der Schulmeister, der gewöhnlich noch andere Dienste neben dem seinigen besorgte, verstand diese schöne Kunst. An ihn wendete sich Friedli und trug ihm sein Anliegen vor. Schon nach einigen Wochen traf eine günstige Antwort ein. Der Vetter hatte sich sehr beeilt; denn Eisenbahnen gab es damals auch noch nicht. Ja, wenn Einer gesagt hätte, daß man mit Dampf fahren und mit Blitz schreiben könne, so hätte man ihn sogleich in's Narrenhaus gesperrt. Friedli eilte seine Sachen zu ordnen, da er gehört hatte, die Hochzeit solle noch vor dem Spöttligmarkt vollzogen werden. Bisher hatte er niemehr Gelegenheit gefunden, sein Babeli anderswo, als in der Kirche zu sehen, geschweige ein Wort mit ihr zu sprechen. Die Eltern hatten ein zu wachsam Auge, als daß es dem Kinde hätte gelingen können, ein wenig abzukommen. Des Abends fand sich auch immer der Michel ein, und war der mit seinen argwöhnischen und eifersüchtigen Augen da, so konnte sie vollends keinen Schritt thun. Ohne Babeli nochmals an sein Herz gedrückt, ohne ihr seinen Plan mitgetheilt zu haben, konnte er sich nicht zur Abreise entschließen. Durch Dieterli, seinen früheren Mithnecht, von dem er wußte, daß er es gut mit ihm meine, ließ er dem Babeli sagen, daß er fort wolle, aber doch nicht gehen könne, ohne noch einmal mit ihr gesprochen zu haben.

Eine schöne Gelegenheit bot sich bald dar. Dieterli's Mutter, die alte Muserin, die immer als Tagelöhnerin im Bären gearbeitet, lag krank darnieder. Babeli wurde oft von ihrer Mutter mit Brühen und sonstigen Erquickungen hingedrückt. Bei ihr, ließ Babeli sagen, könne er sie sprechen. Friedli fand sich pünktlich ein. Sein Herz schlug in banger Erwartung, als Babeli nicht gleich erschien.

„Seh' ich dich doch noch einmal, lieber Friedli,“ sprach Babeli, als sie endlich eintrat. „Es hätte mir das Herz abgedrückt, wenn ich dir nicht noch, b'hüat di Gott, hätte sagen können. Hast du den Michel nicht gesehen? Er ist mit mir bis vor die Thüre. Ich hab's nicht haben wollen, aber der Vater hat g'sagt: gang numme mitem!“

Friedli schloß ihre Hand in die seinige und preßte sie an seine Brust. Neben konnte er nicht vor tiefer Bewegung.

„Willst du denn jetzt fort und willst mich ganz verlassen?“ fragte sie mit bebender Stimme.



„Willst Du denn jetzt fort und willst mich ganz verlassen?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Ich kann ja nicht anders,“ erwiderte er traurig. „Ich will nicht immer hinter dem Rücken deiner Eltern mit dir schwätzen und sie geben's doch nie zu, daß du meine Frau wirst. 'S wär auch nicht recht von uns und zuletzt könntest du noch in schlechten Ruf kommen.“

Friedli setzte ihr seinen Plan auseinander. Thränen rollten über ihre glühenden Wangen. Sie sprachen viel und ernst miteinander. Der Gedanke der Trennung, vielleicht für immer, war ihr unerträglich und dennoch konnte sie seinen Entschluß nicht mißbilligen. Eine Magd kam gegen das Haus, um Babeli abzurufen. Sie mußten scheiden. Unter heißen Küßen und tausend Betherungen treuester Liebe, riß sich das Mädchen los, um der Magd zuvorzukommen. Zum Glück fing es schon an zu dunkeln, als sie in die Wirthsstube trat, so daß ihr Vater die rothgeweinten Augen nicht bemerkte.

Wie lang wurde ihr jener Abend! Noch nie war er so zärtlich gewesen, gerade als wenn

er gemußt hätte, daß er ihr heute damit den reichsten Schmerz verursachen könne. Als die zehnte Stunde sie von ihrer Qual erlöste, eilte sie auf ihre Kammer, um sich — auszuweinen. Thränen erleichterten ihr Herz. Wo eig'ne Kraft Nichts vermag, wo man sich dem fremden Willen unbedingt unterwerfen muß, sind sie der köstlichste Balsam. Kein erquickender Schlaf schloß ihre Augen. Halbwachend, halbträumend wiederholte sie alle Worte, die Friedli gestern gesprochen; die Betheuerungen innigster treuester Liebe, wie die Ausbrüche der Rache, zu denen Michels schwere Kränkungen sein sanftes Gemüth hinrissen. Wird er mich nie vergessen? Hat er mich wirklich so gerne, wie er mir sagt? — O, ja, ich hab's gelesen in seinen schwarzen Sternen, ich hab's gefühlt im Druck der Hand, — und erst der letzte Ruß! — so träumte sie.

Der volle Mond, der bisher helle in ihr Zimmer geschienen, erbleichte allmählig und zog mit seinem funkelnden Hofftaut, den großen und kleinen Sternen ab. Tiefes Schweigen herrschte überall. Da hörte sie Tritte auf der Landstraße. Sie richtete sich auf und lauschte. Die Tritte kamen dem Hause immer näher. Willenlos, nur dem innern Drange folgend, erhob sie sich und schaute durchs Fenster. Sie öffnete. Ja er war es! „*Bhüt bi Gott! lieb Babeli!*“ rief Friedli ihr halblaut zu.

„*Leb' wohl! lieber guter Friedli,*“ erwiderte Babeli und Thränen drachen von Neuem hervor. Sie starrte ihm noch lange nach. Er blickte noch oft zurück auf das Haus, das sein Theuerstes, sein Alles, umschloß.

Die dunkeln Massen der Berge erbellen sich, die Schatten der Morgendämmerung ziehen sich in die Wälder zurück, und die Nebel, die auf der Ebene lagern, verschwinden; denn majestätisch erhebt sich im Osten die Königin des Tages, eine große Feuerkugel, und vergolbet den Gipfel des Blauen. Die Bäume funkeln in Diamanten vom reinsten Wasser und die Strahlen der Sonne brechen sich in ihnen in tausend Farben. Die Wiesen schimmern im reichsten Schmelze. Auch die Lerche ist schon erwacht und singt dem Schöpfer ihr Morgenlied.

Friedli schlich langsam dahin. Von Zeit zu Zeit drehte er das Ringlein am Finger, das Babeli beim Abschied ihm darangesteckt, und trillerte vor sich hin eine Strophe aus einem alten Volkslied:

Verlassen, was dem Herzen lieb,
Und Scheiden, das thut wehe!
Dahem, dahem das Herz doch bliehe,
Wenn noch so fern ich gehe.
O Helmath, du mein Paradies!
O Liebchen, das ich dorten lieh!
Ob ich Euch wiedersehe? —

Bald stand er vor Schliengen an der Kapelle. Noch nie war ihm der Weg so kurz vorgekommen, noch nie hatte er sich so sehr von seinem Liebchen entfernt gefühlt. In Schliengen sprach er noch in einem Hause ein (das 80 Jahre später, als die Straße auf die andere Seite gelegt wurde, den Schild „zum Baselftab“ erhielt) um einer alten Base, die dort für nahezu 50 Diensthjahr das Gnadenbrod hatte, Noje zu sagen. Auf der Höhe hinter Schliengen blickte er noch einmal wehmüthig zurück auf sein liebes Auggen. Um ihn her war Alles so heiter, so froh, nur in seiner Brust wohnte tiefe Betrübniß! — dann ging's Basel zu.

Im Bären war unterdessen äußerlich Alles beim Alten. Viele Fuhrwerke hielten vor dem Hause und viele Gäste saßen drinnen an den Tischen. Immer gab es im Hause außerordentlich zu thun, aber seit einigen Tagen wußte 's Rätterli gar nicht mehr, wo ihr der Kopf stand, da auch Babelis Aussteuer über Hals und Kopf hergerichtet werden mußte.

Nur noch vier Tage waren bis zur Hochzeit, die auf den Donnerstag vor dem Spötligmartt festgesetzt war.

„*Was isch denn au mit's Bärenwirths Babeli? 'S macht e G'sicht, mer fürcht si drob! Isch das ene vergnügti Brut?*“ sagten die Leute, als sie Sonntags zur Kirche ging.

Sie schlich aber auch daher, daß man glaubte, die Füße wollten sie nicht mehr tragen. Das war eine Zeit der Pein! Immer erklärte sie ihrem Vater mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit und Gelassenheit, sie könne nie und nimmer den Michel heirathen. Aber das half Alles Nichts. — Bist einmal seine Frau, so kommt die Liebe von selber, pflegte der Vater zu sagen. Ist der Donnerstag erst da, so wollen wir sehen, nach wessen Kopf 's geht, dachte er.

Er wußte nicht mehr, wie es ihm vor 30 Jahren ums Herz war, als er um keinen Preis bei Lebzeiten seines Vaters 's Rätterli heimführen durfte. Wie schnell hat doch das Alter alle Erinnerung an die Jugend ausgelöscht! Er sah sein Kind erbleichen, er sah sie hinwelken, aber sein Starckopf war nicht zu brechen.

Am Mittwoch, den Tag vor der Hochzeit, fuhr Michel mit des Bärenwirths Fuhrwerk nach Hertingen, um seines Vaters Bruder abzuholen. An den andern Tagen war er auch spät nach Hause gekommen, aber so lange hatte er doch noch nicht auf sich warten lassen. Es ging schon auf elf Uhr. Von Zeit zu Zeit trat der Bärenwirth vor die Thüre und schaute die Straße gegen Schliengen. Von einem Fuhrwerke war Nichts zu sehen und zu hören. Er ward ängstlich, denn ein Unwetter war nahe.

Die Nacht wurde immer fürchterlicher. Der Donner rollte und der Sturm schüttelte die Nussbäume der Landstraße und drohte sie zu zerbrechen. Der Bärenwirth tröstete sich mit dem Gedanken, der Michel habe noch in Schliengen angekehrt, um bei einem guten Schöpplein das Ende des Gewitters abzuwarten. Die Schläge wurden immer heftiger, flammende Blitze schlängelten sich am schwarzen Himmel, Schlag auf Schlag, da — raffelte plötzlich im ungestümpften Wetter ein Wagen daher. Die Pferde wollten in die Einfahrt einklinken, aber die Wendung war zu klein. Der Wagen stieß an den einen Thürpfosten und wurde mit Gewalt gegen die andere Seite geschleudert. Die Pferde stampften und tobten. In größter Angst sprang der Bärenwirth zur Thüre hinaus. Sogleich erkannte er seinen Wagen. „Michel! Michel! ruft er. Keine Antwort. Ein Knecht eilte mit der Laterne herzu, aber von Michel war keine Spur zu finden.

„Kommet schnell mit mir Schliengen zu, dem Michel ist ein Unglück passirt!“ rief er dem Knechte.

Ein Knecht ging schnell mit ihm fort. Ein anderer hielt die Kofse, die immer noch ausschlugen und ihr Geschirr zusammenriffen. Der schreckliche Donner hatte sie scheu gemacht und sie waren allein dem Stalle zugeeilt.

Das stürmische Wetter legte sich eben so schnell, als es gekommen war. Die Wolken zertheilten sich und der Mond schien in magischem Halbdunkel wieder so ruhig über Berg und Thal, als ob Nichts vorgefallen wäre.

Nicht weit vom Wege nach Steinstadt fanden sie zuerst eine Mütze und ein Bündel. Am Rande der Straße lag regungslos — Michel! Der Bärenwirth schüttelte ihn, — kein Lebenszeichen. Zuerst glaubten sie, er sei vom Blitze erschlagen worden, doch nähere Besichtigung zeigte, daß sein Tod die Folge mehrerer Stichwunden in der Herzgegend war. Im tiefsten Schmerze raffte man die umherliegenden Gegenstände zusammen. Ein Fuhrwerk, das in Schliengen das Ende des Gewitters erwartet hatte, kam des Weges daher und brachte Michels Leiche in den Bären. Schrecken und Entsetzen ergriff alle im Hause. Babeli war schon auf ihre Kammer gegangen, aber der Anblick ihrer Hochzeitskleider und der Gedanke an den unglücklichen Friebli ließen sie nicht einschlafen.

Als das Gefammer ihrer Eltern zu ihren Ohren drang, eilte sie die Treppe hinunter, um zu sehen, was geschehen sei. Sie war zu gut, um nicht auch vom Unglücke des Todfeindes tief ergriffen zu werden. Der Anblick seiner erblassten Wangen, der starren Augen riß allen Haß aus ihrem Innern und Thränen des Schmer-

zes und der innigsten Theilnahme brachen hervor.

Michel sollte von Hertingen eine beträchtliche Geldsumme für den Bärenwirth mitbringen. Davon, sowie von dessen großer silbernen Sackuhr sammt Kette war keine Spur zu finden. — Tiefe Stille herrschte im Zimmer. Plötzlich stieß Babeli einen Schrei des Entsetzens aus und



Plötzlich stieß Babeli einen Schrei des Entsetzens aus und brach zusammen.

brach zusammen — sie hatte die gefundene Kappe betrachtet — es war — Friebli's Kappe. Der Bündel wurde schnell geöffnet und siehe — Hemden mit F. K. gezeichnet, die von der Magd als Friebli angehörig erkannt wurden. Das war zu viel. Babeli mußte zu Beite gebracht und schleunigst ein Arzt gerufen werden. Selten kommt ein Unglück allein, sagt ein altes Sprüchwort.

Michel war todt und wurde noch an dem Tage zur Erde bestattet, an dem er Hochzeit machen wollte. Seine Hochzeitsgäste geleiteten ihn zu Grabe. Der Onkel von Hertingen kam auch noch dazu. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er gestern nicht mitgefahren war, er meinte, es wäre nicht passirt, wenn er dabei gewesen wäre.

Allgemein war die Theilnahme an dem Unglück, allgemein auch der Glaube, der Friebli sei der Thäter. Man wollte ihn ja noch an demselben Tage bei Schliengen gesehen haben. Dann die Kappe und das Bündel mit seinem Inhalte!

Das Gericht untersuchte die Sache genau,

aber alle Spuren leiteten auf Friebl. Er wurde schuldig befunden. Man wartete nur darauf seiner habhaft zu werden, um an ihm die gerechte Strafe zu vollziehen.

Bäbeli lag im hitzigsten Fieber darnieder. Nur den eifrigsten Bemühungen des tüchtigen Arztes und der sorgsamsten Pflege einer liebevollen Mutter gelang es, die zerknickte Rose den Armen des Todes zu entreißen. Sehr langsam erholte sich das Maidli und erst nach vielen Wochen war es ihr möglich in leichteren Geschäften des Hauswesens Zerstreuung zu suchen. Armes Bäbeli! Welche Seelenschmerzen leidest du? du selbst bist fest überzeugt von der Schuldblosigkeit deines Geliebten, aber wie willst, wie kannst du seine Unschuld darthun! — Lieber hätte sie an seinem Grabe geweint, als ihn mit gebrandmarktem Namen unter den Lebendigen gewünscht. Dieser Kummer nagte gewaltig an ihrem Herzen. Die Röthe ihrer Wangen war verschwunden; die Augen, die früher wie Diamanten funkelten, wurden matt und trübe. Doch die inneren Leiden, die sie erduldet, weckten die Kraft der Tugend. Unter dem Druck schwerer Zeiten schimmert diese im hellstem Glanze. Sie hat Aehnlichkeit mit gewürzreichen Pflanzen, die gepreßt werden, um ihren wohlriechenden Balsam zu gewinnen. Sie hielt fest am Glauben und fest an frommer Gesinnung und dieß reichte ihr den schönsten Trost. Den armen Kranken war sie ein reitender Engel. Paul Gerhard's schönes Lied, das schon damals in ganz Deutschland bekannt war, schien ganz nur für sie gedichtet. Mit welchen Gefühlen betete sie des Abends allein auf ihrer Kammer:

O Herr, voll Guld und Gnade
Nur du erkennest recht
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geschlecht
Und was du dann erlesen
Vollführst du, Herr der Welt
Und bringst zum Stand und Wesen
Was deinem Rath gefällt.

Und brausen alle Stürme
Und Wetter her auf sie,
Sie trauen Gottes Schirme
Und er verläßt sie nie.
Was Gott sich vorgenommen
Und was er haben will
Das muß doch endlich kommen
In seinem Zweck und Ziel.

Mit des Kindes Frohsinn war auch aus dem ganzen Hause die früher herrschende Heiterkeit und Gemüthlichkeit gewichen. Unter steter Arbeit verfloßen fast zwei Jahre und der Vater wagte Nichts davon zu sagen, wie sehr er wünschte, daß ein braver Schwiegersohn ihm zur Seite stehe und die schwere Arbeit mit ihm theile.

In dieser Zeit war wegen des spanischen

Thrones zwischen Ludwig dem Bierzehnten, Frankreichs habgütigem Könige und dem Kaiser Leopold ein Krieg ausgebrochen, der fast vierzehn Jahre lang mit der größten Erbitterung geführt wurde. Unsere Nachbarn über dem Rheine, die schon im Jahre 1678 das alte Schloß zu Badenweiler eingenommen und zerstört und ebenso schon 1672 und 1702 die damals blühende Stadt Neuenburg halb in Asche gelegt hatten, fanden sich auch im Jahre 1704 wieder ein. Zum dritten Male wurde das unglückliche Neuenburg, das von den Stürmen jener Zeit wie vielleicht kein anderer Ort unseres engen Vaterlandes zu leiden hatte, in einen Aschenhaufen verwandelt und die heimathlosen Bewohner dem Elende Preis gegeben.

Obwohl in dem Herzen der Markgräfer immer eine eiferfüchtige Abneigung gegen ihre katholischen Nachbarn schlummert, so fanden die Flüchtigen doch eine liebevolle Aufnahme. Die gemeinsamen Leiden und Gefahren, die sie in jedem Kriege erfuhren, unterdrückten die feindseligen Nachbarschaften, und mahnten sie laut, in solcher Noth möglichst mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Ein Bürger von Neuenburg, mit dem nicht lange vorher der Bärenwirth entfernt gelegene Grundstücke ausgetauscht hatte, hielt sich im Bären auf. Eine hübsche Summe Geld, die der Mann trotz der allgemeinen Verwirrung noch zu retten das Glück hatte, machte es ihm möglich in Steinstadt ein kleines Anwesen, auf dem Wirthschaftsgerechtigkeit ruhte, zu erwerben. Der Bärenwirth, der ihm für den Anfang den Wein lieferte, war eines Tages dort und hielt sich länger auf, als räthlich war, da verdächtiges welfches Gesindel die Landstraße unsicher machte. Beim Einbruch der Nacht verließ der Bärenwirth Steinstadt und machte sich auf den Heimweg. In allerlei Gedanken vertieft, schlug er einen schnellen Schritt an. Er mochte eine schwache halbe Stunde gegangen sein, als nicht mehr fern von der Landstraße ein Kerl auf ihn zusprang und ihn aus seinen Träumen aufrüttelte. Er hatte kaum noch Zeit, den nach seinem Kopfe geführten gewaltigen Streich mit seinem entgegengehaltenen Stocke zu entkräften. Ein zweiter Hieb, der schnell nachfolgte, traf die linke Seite seines Kopfes. Mit einem lauten Hülfseruf, sank er bewusstlos zur Erde. Der Schurke wollte seinem Opfer vollends den Garaus machen, da packte ihn eine kräftige Faust, reißt ihn rücklings zu Boden und entwindet ihm seinen Stoc. Der Schuft sprang schnell auf, aber ein mächtiger Schlag mit seinem eigenen Knüttel schmetterte ihn nieder. Der Bärenwirth lebte noch. Der Schlag hatte den Kopf nur gestreift



„Der ist mein Lebensretter!“ rief gleich der Bärenwirth, auf den Burschen deutend.

und ihm auf kurze Zeit das Bewußtsein geraubt. Mit Hülfe seines Reiters wankte er seinem Hause zu. Ermattet sinkt er in den Lehnstuhl, der am Ofen steht. Der Bursch, der ihm das Leben gerettet, entfernte sich schnell wieder. Mutter und Tochter eilen herzu, um dem Vater alles Nöthige zu seiner Erholung und Stärkung zu bieten. Unterdessen füllte sich die Wirthsstube mit Neugierigen aus dem Orte, die von dem Vorfalle gehört hatten. Der Bärenwirth erzählte das Geschehene. Wer ihn gerettet, wußte er nicht. Wo der Bursch hingefommen, konnte auch Niemand sagen. Während man sich in Vermuthungen aller Art erging, kamen zwei Knechte, welche mit dem fremden Burschen den schwer verwundeten Begelagerer in die nahe Kammer schleppten.

„Der ist mein Lebensretter“, rief gleich der Bärenwirth, als der Bursch aus der Kammer zurück kam.

Bäbel wandte sich um und mit den Worten: „Friedli, lieber Friedli, du bist's“ stürzte sie in dessen Arme. Er preßte sie krampfhaft an sein Herz. Ihr Haupt ruhte an seiner Brust und Thränen der Freude und des Dankes perlten über ihre Wangen. — Der Bärenwirth versank in tiefes, düsteres Schweigen. Welche Gefühle kämpften in seinem Innern! Fast an derselben Stelle, an welcher vor zwei Jahren Michel sein Leben verlor, war auch er angefallen worden! Konnte sein Lebensretter Michels Mörder sein?

Der Verwundete bat flehenlich um einen Geistlichen, der ihn zur Beichte hören und ihm

das heilige Abendmahl reichen sollte. Dem Sterbenden wurde die Bitte gewährt und schnell ein Knecht zu Pferd nach Schliengen geschickt, um den dortigen Pfarrer zu holen.

Friedli war ganz erstaunt sich von allen Anwesenden so sonderbar betrachtet zu sehen, aber sein Staunen mehrte sich noch, als der alte Vogt, der auch gekommen war, ihn im Namen des Gesetzes festnehmen ließ. — Nach kurzer Zeit kommt der Pfarrer auf dem Pferde des Knechtes an. Er begibt sich sogleich zu dem Sterbenden und die Anwesenden verlassen die Kammer. Schon nach einigen Minuten öffnete der Geistliche die Thür und ersucht einige der Umhersehenden einzutreten, da der Beichtende auch vor Zeugen sein Geständniß zu wiederholen sich bereit erklärt habe. Mehrere gingen hinein, auch der alte Vogt. Der Sterbende bekannte mit fast gebrochener Stimme sich als Michels Mörder. Bei der Einäscherung Neuenburgs vor zwei Jahren war er als Soldat thätig gewesen. Wegen schlechter Streiche mußte er das Militär verlassen. Kappe und Bündel hatte er dem Friedli in einem Dorfe bei Belfort, wo er in demselben Hause übernachtete, gestohlen. Auf einer seiner landfremderischen Fahrten war er auf der Straße nach Schliengen dem Michel begegnet und hat ihn des nahenden Gewitters wegen aufsitzen zu lassen. Der gestattete es. Als der Franzose merkte, daß Michel Geld bei sich habe, erfaßte ihn der teuflische Gedanken des Mordes. Bei dem schrecklichen Gewitter

würden die Pferde scheu. Kappe und Bündel fielen zur Erde und konnten nicht mehr von ihm aufgefunden werden. Er wollte noch mehr sprechen, aber die Stimme versagte ihm. — Das Abendmahl wurde ihm gereicht und in wenigen Stunden war er eine Leiche. — Jetzt erst erfuhr Friedrik Michel's Tod und daß man ihn für den Mörder desselben gehalten. In Lyon war er auf Verwenden seines Vaters, einem Herrn empfohlen worden, der ihn als Oberknecht auf seinem Gute in der Nähe der Stadt beschäftigte. Es gefiel ihm dort sehr wohl und sein Herr war ihm auch sehr zugethan. Als er das Unglück seiner Heimath erfuhr, zog es ihn mächtig nach Hause. An jenem verhängnißvollen Abend war er Willens in Schlingen zu bleiben, aber sein Geschick trieb ihn unwiderstehlich weiter. Nicht ferne von der Stelle des Anfalls hatte er sich ermüdet an einem Baume niedergelegt, um zu überlegen, wo er zuerst in Augen ankehren wollte. Da hörte er des Wärenwirths Hilferuf. Er eilte hinzu und es gelang ihm, des Wärenwirths Leben und zugleich auch sein eigenes zu retten. Als der Franzose an jenem Abende kaum eingestanden hatte, verließ der Wärenwirth das Zimmer, rief den Friedrik und's Hädel zu sich und legte mit den Worten: „Des Herrn Wege sind wunderbar“ ihre Hände in einander. — Friedrik's Familie blüht noch in Augen. Welches sie ist, darf der Kalendermann nicht sagen, weil man es ihm verboten hat.



Bemerkung. Der Lehrer hinkende Bote thut es seinem freundlichen Leser zu wissen, daß der Herr von Schnauckenler in dieser Geschichte eine reine Erfindung ist, und daß Niemand, der da am Leben, damit gemeynt sein soll, denn der hinkende Bote will Niemanden beleidigen, sondern seine Leser nur erheitern.

Der Lehrer hinkende Bote und der Rastatter sind ganz gute Freunde und Kollegen zusammen und wenn sie sich auf ihren Wanderungen da und dort in einem braven Wirthshause begegnen, da ist eine große Freude und sie erzählen sich bei einem Glase Wein ihre Gelebnisse und ihr Freud und Leid. Jeder gönnt dem andern seine Sache und freut sich, wenn es ihm gut geht, und wenn der Lehrer hinkende Bote in eine Stube tritt und findet den Rastatter unter dem Spiegel hängen, so nimmt er ihn zum hundertsten male in die Hand und freut sich an sei-

nen schönen Bildern und lustigen Geschichten, und sagt: „Das ist doch ein prächtiger Bursch, der Gewatter Rastatter“, und wenn der Rastatter hinkende Bote den Lehrer, den gedruckten nämlich, irgenwo hängen findet, und er findet ihn oft, so macht er's ebenso, oder noch ärger, und sagt: „Der Gewatter Lehrer ist ein Herrenmeister, je älter der wird, desto jünger wird er und frischer, denn macht's so bald Keiner nach.“

Und so ist's Recht, und wenn es alle Welt so machen würde, wie der Rastatter und der Lehrer hinkende Bote, so würden nicht Ströme unschuldigen Blutes geflossen sein in Ober-Italien, und die Menschen dort hätten sich nicht auf Commando und tausendweise morden und zerstückeln müssen und wußten nicht einmal warum und es wäre nicht nothwendig gewesen, daß die zwei Erbfeinde, der Franzos und der Oesterreicher sich zu Willafranca über Blut und Leichen die Hände reichten, und der Herr von Schleitnis in Berlin wäre keta so berühmter Mann geworden, als er in der That geworden ist, und wir Deutsche müßten jetzt nicht die Hände über dem Kopfe zusammen schlagen und rufen: „Daß Gott erbarm“, auch wieder einmal verpsuscht!“ Das Alles wäre nicht geschehen, wenn alle Leute so vernünftig wären, wie der Lehrer und der Rastatter hinkende Bote, und das Herz auf dem rechten Flecke hätten, aber es sind's halt und haben's halt nicht alle Leute; auch daß Gott erbarm'!

Die beiden hinkenden Boten haben sich das letztemal getroffen im rothen Löwen in R....., der Lehrer hinkende Bote aber schien diesmal und gegen seine Gewohnheit nicht recht aufgelegt, und wollte nicht recht in's Geleise kommen, und als er beim zweiten Glase immer noch ein finstres Gesicht machte, da stieß der Rastatter mit ihm an und sagte: „Na, Gewatter Lehrer, was ist denn Euch über Eure alte, lustige Leber getroffen? Legt einmal los, ich will schauen, daß ich Euch trösten kann.“ „Ja“, sagte der Lehrer, „Gewatter Rastatter, Ihr habt gut schmecken, Ihr seid ein Burdesfestungler, Euch läßt man ungehudekt, an mir aber reißt sich die ganze Welt, Wahrschastig das Kalendermachen wird einem noch ganz entleibet. Hört nur wie mir's gegangen ist.“

Es ist, es mögen so ein Wochen fünf oder sechs sein, im goldenen Adler in Büblingen, dort über der.....schen Grenze, denn ich komme auch über das bädische Rändchen hinaus, wie ihr wißt, trinke mein halbes Schöpplein Reuen und studire an der Vorrede für meinen Kalender für's nächste Jahr, wurde auch einmal die Stubenhäure aufgeschrien, daß ich meine, jetzt müsse wenigstens ein Kameel kommen, war aber keines, sondern ein großer Herr, der den Kopf so hoch trug, wie eine leere Korn-Aehre, und mit einem Gesichte, aus dem er, wenn auch nicht gerade besonders gescheut, doch ganz absonderlich brutal in die Welt hinein schaute, und die Nase, der Mund, die Augen, ja sogar die Ohren, kurz Alles in diesem Gesichte schien zu sagen: „Blag da, Lumpenpack, Blag gemacht, ich komme.“

Das war so der erste stüchtige Eindruck, den der schwarze Schnurbart auf mich machte, als er wie auf Stelzen an mir vorüber schritt und sich an dem Ehren-Eisblein am Ofen in des Adlerwirthes Großvaterstuhl hineinfallen ließ, daß dieser in allen Fugen kragte, als wollte er lauten Protest einlegen gegen eine so unzarte Behandlung.

Jetzt schien der Schnurbart auch mich einer Betrachtung zu würdigen, denn er klemmte ein Brennglas ins Auge und fixirte mich von oben an abwärts, und als er an meinen Stiefel fuß kam, runzelte er die Stirne und ich spürte es ordentlich, wie sich sein Blick wie ein Nagelbohrer in mein hölzernes Bein hineinbohrte.

Was mag der an meinen Beinen zu guden haben, dachte ich, das Bein ist ja bezahlt, denn so viel trägt mir der Kalender schon ein, daß ich mir hier und da ein neues Bein kann machen lassen, wenn das alle abgelaufen ist und zudem hatte ich mein Sonntagsbrein an, denn es war ein Sonntag.

Jetzt kam der Adlerwirth herein und wie der den Herrn Schnurbart in seinem Großvaterstuhle erblickte, so machte er eine tiefe Reverenz und murrete etwas von großer Ehre und mit was er aufwarten könne; er wurgte aber daran, als ob er erstickten wolle und sein Gesicht wurde dabei so lang und schmal und sauer, wie eine Wurte im Weinestig.